

preistexte 13
anthologie

das buch zu den exil-literaturpreisen
schreiben zwischen den kulturen
2013

herausgegeben von
christa stipinger

edition exil

anthologie: preistexte 13
 das buch zu den exil-literaturpreisen
 „Schreiben zwischen den kulturen“ 2013
 edition exil, wien 2013
 isbn: 978-3-901899-62-1

herausgeberin und lektorat: christa stipinger
 layout und grafische gestaltung: sebastian menschhorn
 die gespräche mit den autorInnen führte magdalena vit
 bearbeitung der interviews: eva auterieth und jacqueline paul
 korrektur: eva auterieth

ein projekt des vereins exil im amerlinghaus
 in kooperation mit dem verein kulturzentrum spittelberg (amerlinghaus)
 den wiener wortstaetten und der grazer autorInnenversammlung

gefördert von:

bm:uk



AMERLINGBEISL+K

julya rabinowich: verlassenschaften. exile	7
kateřina černá: verschifft	9
<i>kateřina černá im gespräch</i>	19
thomas perle: wir gingen weil alle gingen.	27
<i>thomas perle im gespräch</i>	50
ljuba arnautović: junischnee	57
<i>ljuba arnautović im gespräch</i>	65
marko dinić: verortungen eines kleinstadtbewohners	71
<i>marko dinić im gespräch</i>	89
cornelia hülbauer: festland	97
<i>cornelia hülbauer im gespräch</i>	103
susanne ayoub: salam aleikum, medea	107
<i>susanne ayoub im gespräch</i>	122
amina mahdy: in between – mein leben in zwei kulturen	125
<i>amina mahdy im gespräch</i>	138
gracia ndona:	
kein weg ist länger als der weg vom kopf zum herzen	143
<i>gracia ndona im gespräch</i>	151
schülerInnen des piaristengymnasiums:	
von gestern und morgen	157
<i>petra großmaier im gespräch</i>	208
christa stipinger: exil-literaturpreise 2013	211
biografien	221

Vorwort
Verlassenschaften. Exile
Julya Rabinowich

Das Autobiografische sei ein Merkmal der so genannten Migrationsliteratur, sagen manche. Andere wiederum sagen, das Autobiografische sei Merkmal jeder Literatur. Andere wieder meinen, nur das, was frei wäre vom Autobiografischen wäre wirkliche Literatur. Und wieder andere wollen nur jenes kaufen, wo „autobiografische Literatur“ draufsteht, aber teilweise durchaus nicht drin ist, siehe die unsäglichen Promibiografien oder den Roman Feuchtgebiete oder dessen Qualverlängerung, die Schoßgebete. Immer wieder sah ich die dafür verantwortlich zeichnende Autorin on air nachdrücklich versichern, wie autobiografisch ihr Text wäre. So sehr war das nötig, dass sie sich dazu verstieg, die dargestellten Sexszenen als ausdrücklich von ihr erlebt und vollzogen zu unterstreichen. Dieses Beharren war merkwürdig und ließ das Gefühl aufkeimen, nichts davon wäre autobiografisch gewesen, sondern eine gut geplante Marketingaktion. Warum dieses Thema jetzt hier? Werden sich Leser oder Leserin nun fragen.

Nun, weil die hier versammelten Texte vielleicht autobiografisch sind.

Vielleicht aber auch nicht.

Und weil das meiner Meinung nach an ihrer Qualität nichts ändert.

Fluchtgeschichten werden sich hier finden, die vielleicht so, aber vielleicht auch ganz anders stattgefunden haben. Bruchlinien in Lebensläufen. Wehen im Schnee. Erschütterungen des Gewohnten. Um die Intensität und die Sprachkunst geht es in der Literatur. Und um nichts sonst. Die von der „Migrantenliteratur“ geforderte und erwartete Authentizität des Leides der Entwurzelten entwurzelt gleich nochmals. Trennt ab von der Teilhabe als Literat

oder Literatin an der neuen Sprache, der neuen Identität. Wirft zurück auf das angebliche Häufchen Elend, das man bei Antreten der Odyssee zu sein hatte, um die Erwartungshaltung zu erfüllen. Wäre man böse, könnte man diese Vorgangsweise durchaus als Lust am Voyeuristischen interpretieren. Oder die Lust am Mitleid, während man selbst sich ins behagliche Zu-Hause-Sein, wo andere erst den dornigen Weg herein suchen müssen, zurückziehen und dort am Sofa liegend und Tee nippend die beschriebenen Reisen ins Ungewisse mitverfolgen kann. Aber Obacht. Man sollte zweierlei nie vergessen: Literatur ist Literatur ist Literatur. Das, was berührt. Das, was den Horizont erweitert. Das, was Abgründe zeigt oder eine Parallelwelt eröffnet. Das alles ist Literatur, ungeachtet ihrer Herkunft. Und dann noch: zum Flüchtenden kann jeder werden. Nichts garantiert uns die Unversehrtheit eines Heimatbewohners. Diese zwei Tatsachen haben aber nicht zwingend miteinander zu tun, auch wenn manche Fluchtgeschehen oder Migrationserfahrungen das Entdecken der Fremdsprache nicht nur als Kommunikationsmöglichkeit, sondern als Arbeitsinstrument zur Folge haben. Darum lege ich besonderen Wert darauf, festzuhalten, dass die hier versammelten Autoren viel zu erzählen aber nicht unbedingt etwas (Autobiografisches) zu berichten haben.

Mögen die Lesungen beginnen.

Verschifft

Kateřina Černá

Niemandsland

Ich wurde verschifft.

Eingepackt und weggebracht.

Wir fahren zu eurem Onkel auf Besuch. Packt Spielsachen ein.

Zwei Stofftiere nehme ich mit.

Ich wurde abgeschnitten und verpflanzt.

Ich höre immer nur Vorwürfe, sagt Mutter später. Immer nur Vorwürfe. Ich bin mit euch und zwei Plastiktaschen mit Unterhosen und Strumpfhosen darin – allein –

„Haltet die Köpfe unten, sie könnten schießen“ – hast du gesagt.

Nein, ich habe gesagt – „Sie schießen.“

Das ist meine Geschichte.

Wir wandern über Ungarn aus.

Jahre später träume ich immer wieder davon, erschossen zu werden und weiß nicht warum. Meine Schwester erzählt mir, dass an der ungarischen Grenze geschossen wurde – das Auto, in dem wir saßen, fuhr trotz der Schüsse, die ihm folgten, weiter; durchbrach in meiner Vorstellung, wie in Hollywood, mit seiner Schnauze eine Schranke aus porösem Holz.

Ölsardinen in und aus einer Dose, Wohnmobile, warten bei Behörden. Schlafen auf zusammengeschobenen Holzstühlen, Fingerabdrücke; Mandarinschalen im Lattenrost eines Stockbetts, oben im Netz aus Metallfedern; lüsterne Blicke aus den Augen eines Mannes mit dunklem Haar und nackten Füßen.

Der Kopf meines hellblauen Stoffhasen ist abgerissen. Mutter flickt ihn notdürftig wieder dran. So bleibt er auch, bis heute – notdürftig.

An einem Novembermorgen, grau, werden mir, einer fünfjährigen potenziellen Verbrecherin, im *Flüchtlingslager* Fingerabdrücke genommen.

Ich sammle Erinnerungen. Ich sammle Bilder. Das ist mein Beruf.

Körper

An einem Nachmittag im Sommer 1990 esse ich eine Pflanze. Ich glaube, es sei Sauerampfer, den habe ich irgendwann einmal gegessen. Sie schmeckt nicht sauer, sondern bitter, ich bekomme Bauchschmerzen. Meine Schwester Františka und ich kommen zu spät nach Hause und ich muss mich mit Bauchschmerzen und nackten Beinen in die Ecke knien.

Der Teppich bohrt sich wie viele kleine Nadeln in deine Haut, wenn du lange auf ihm kniest. Deine Oberschenkel schmerzen und du schwebst.

Hör auf zu heulen, sagt Mutter.

Irgendwann hast du fertig gekniet und darfst ins Bett. Dort weinst du weiter und vermisst deinen Vater.

Flüssigkeiten

Bettenzelte. Mutter arbeitet nachts. Františka und ich sind alleine zu Hause. Wir knöpfen den Überzug der Decke auf und setzen uns mit unseren Tassen hinein. Das Licht der Nachttischlampe leuchtet durch den Stoff stumpf in unser Zelt. Wir schlürfen warme Milch mit Honig. Wir haben sie in der Mikrowelle warm gemacht. Die Milch schwappt über, ich wische mit meinen Fingern darüber und schlecke sie ab.

Vormittags treffe ich Mutter auf dem Flur. Ich bin schon lange wach, habe gefrühstückt, mich angezogen, mir die Zähne geputzt. Mutter kommt aus dem Bad –

Man sollte Kinder nicht zu sehr verwöhnen, sagt Mutter oft. *„Je mehr du mit Scheiße kuschelst, desto mehr stinkst du“*, hat meine Mutter immer gesagt, sagt sie.

Niemandland

Ivana ist kein deutscher Name.

In der Schule sollen wir einen Stammbaum zeichnen. Ich frage Mutter, wie meine Großeltern und meine Urgroßeltern heißen,

schreibe alles auf. Der neue Vater kontrolliert es. *Die Häkchen und Striche mach weg. Die interessieren kein Schwein.*

Ich mache die Tintenhäkchen und -striche weg, später weine ich. Der Tintenkiller hinterlässt graue Zeichen auf aufgerauhtem Papier.

Ivana ist kein deutscher Name.

Wenn der Mann auf dem Amt dich fragt, ob du den anderen Namen haben willst, sagst du „ja“.

Ja.

Der Mann tippt meine Maske in seine Schreibmaschine. Schwarz auf gelblich braunem Amtspapier steht sie: *Johanna Gruber.*

Körper

Ich bin zu dick. Der Hund bekommt die Jause und das Frühstück, das Mittagessen spüle ich im Klo runter.

Flüssigkeiten

Mutter arbeitet tagsüber. Františka und ich sind alleine zu Hause. Wir spielen auf dem benachbarten Bauernhof, hüpfen auf einem Stapel alter Bretter herum. Františka schreit auf, aus ihrem Schuh tropft Blut. Ich laufe nach Hause, rufe Mutter in der Arbeit an. *Was soll ich machen*, sagt sie und: *Klebt eben ein Pflaster drauf.*

Die Nachbarsfrau macht ein Fußbad mit Kamillentee, schmirt Salbe auf den Zeh, in dem vorhin der rostige Nagel steckte, und wickelt einen Verband darüber.

Körper

Meine Schwester ritzt sich die Arme mit Rasierklingen auf. *Mea culpa* ritzt sie sich in die Unterarme und flüstert den Satz mit tränenfeuchten Lippen immer wieder auf die verletzte Haut: *Meine Schuld, meine Schuld –*

Körper

Frag mich, wenn du etwas wissen willst.

Was zu Hause gekocht wird, wird zu Hause gegessen.

Frag nicht so blöd.

Fragen, die Mutter nie stellt: *Geht es dir gut. Wie war dein Tag. Bist du verliebt. Brauchst du etwas.*

Fragen, die Mutter stellt: *Wieso schaust du so blöd. Wieso ist das Essen nicht fertig. Warum hängst du die Socken so auf.*

Weil ich will.

Bitte?

Weil ich will.

Was hast du gesagt?

Ich will die Socken so aufhängen.

Komm sofort hierher.

Nein. Ich hänge erst die Socken auf.

Komm sofort hierher.

Ich hänge zuerst die Socken auf.

Komm hierher, habe ich gesagt –

erstickte Stimme, zusammengebissene Zähne.

Ich gehe mit weichen Knien und Brei im Bauch.

Dann weiß ich nichts mehr. Nur spüren tue ich es. Tränen, heiß, schmecke Blut, Brennen auf der Kopfhaut, höre, etwas zerreißt, kann mein Gleichgewicht nicht halten, habe Haare im Gesicht, zerrauftes Haar, Surren im Ohr, ihr Keuchen.

Jetzt wasch dein Gesicht.

Geht es dir besser?

Was hast du gesagt?

Ob es dir jetzt besser geht.

Fortgesetzt – mein Ellbogen landet plötzlich, ich weiß nicht wie, in ihrem Brustbein und sie verübelt mir das, schweigt die nächsten Tage beleidigt.

Was ist das nur für ein Land, in dem die Kinder ihre Eltern schlagen. Das habe ich davon, dass ich allein nur mit einer Plastiktasche –

In eine Plastiktasche stopft sie atemlos drei Unterhosen und zwei Strumpfhosen, koste es, was es wolle.

Wir sind keine Flüchtlinge. Wir gehen wegen einer Illusion weg, einer diffusen Vorstellung davon, dass woanders alles besser

ist. Die Wahrheit ist – es ist die Flucht vor dir selbst, vor dem, was in dir drinnen wehtut. Du glaubst, es sei das Leben, das du um dich herum siehst, das dir Schmerz bereitet – aber es ist dieser dunkle Raum in dir drin, vor dem du Angst hast, dieser eine dunkle Raum, in dem deine Kindheit wohnt. Du sperrst sie weg, verschließt die Tür.

Ich wollte ein besseres Leben für euch, sagst du, und ich weiß, dass es nicht stimmt.

Niemandsland

Die Einsamkeit ist ein dunkles Tier. Aus der Dunkelheit entstanden, liebt sie das Dunkel – das Fastdunkel, das Halbdunkel, die Düsterteil.

Die Einsamkeit ist ein immer wiederkehrender Ort. Je verzweifelter du versuchst, sie von dir zu schieben, desto breiter macht sie sich in dir. Du musst dich mit ihr verbünden, um die Oberhand zu gewinnen. Wenn sie den Ton angibt, bist du verloren.

Meine Einsamkeit verwahre ich lange Zeit in einer Schachtel. In einer Ecke meines Zimmers, stets in meinem Augenwinkel.

Eines Abends, ich sitze an meinem Schreibtisch, öffnet sich die Schachtel. Heraus steigt ein langer Mann, sein Gesicht verbirgt er hinter einem Schatten. Sein schwarzer Mantel, bodenlang, weht in der Dunkelheit. Er haucht: *Komm mit.*

Körper

Franz-Josef-Kai, meine Schwester mit gesenktem Kopf, drückt ihn gegen meine Schulter, ich bewege mich nicht, bin Stein unter der Berührung. Meine Schwester schluchzt ohne Tränen *Sie ist tot* und in mir ist alles still. Habe ich etwas gesagt? Habe ich etwas gefragt?

Am Telefon will die Polizei meine Schwester zurück in der Wohnung haben.

Die glauben, dass ich sie umgebracht habe, könnten das glauben. Ich muss zurück.

Ich komme mit.

Machen Sie sich nicht unglücklich! ruft der Polizist ihr hinterher.

Im Nachtdunkel des Sommers stürmt meine Schwester die Treppe zur Wohnung hinauf und wirbelt gegen die Tür *Aufmachen! Aufmachen! Aufmachen!*

Ich wollte mich nur verabschieden, sagt sie später zu mir.

Als die Leichenbestatter die Bahre mit schwarzer Lackdecke und Reißverschluss die Treppe herunter tragen, stehe ich mit dem Rücken zu ihnen. Als sie sie in ihr Auto heben, drehe ich mich um. Ich will die Tote sehen. Ich sehe ihre Umrisse unter der weichen Decke.

Mit einem Stück Klopapier wischt meine Schwester das Erbrochene auf, hebt Verpackungen des Werkzeugs auf, das die Sanitäter verwendet haben – Kunststoffröhrchen, Verpackungen aus dünnem Plastik und feiner Papierwand.

In eine Billa-Plastiktasche stopft meine Schwester alles das und die Kleidung, die Zuzana anhatte. Sie findet eine Nachricht, mit Bleistift auf einen Fetzen Papier gekritzelt: *Františko, wenn mir etwas passiert, bring bitte Petra nach Tschechien zurück.*

Františka sinkt auf die Knie, stülpt ihren Magen nach außen, dreht ihr Herz zur Decke und heult zuerst lautlos und dann laut wie eine Wölfin in den weißdunklen Mauerhimmel.

Es ist gar nicht Sommer, es ist Winter, bald vielleicht schon Frühling, ich habe Handschuhe an, Handschuhe, bei denen die Finger fehlen, und halte sie mir vor den Mund.

Meine Schwester wird Petra, die Tochter ihrer toten Mitbewohnerin Zuzana, zurück nach Tschechien bringen.

Niemandsland

Das Schattengesicht ist die Einsamkeit, durch Schmerz und Wut genährt – Niemandsland in dir. Es sucht Revanche; sucht sie überall, wittert hinter jeder Hausecke den Verrat. Es möchte sein, es möchte leben. Es will mein Freund sein.

Körper

In Prag rauche ich Marihuana und trinke Alkohol dazu. Das Schattengesicht wartet draußen vor der Tür. Gott streicht

mir sanft über den Kopf, während ich versuche, mich zu erbrechen. Ich sitze am Badewannenrand, meine Stirn habe ich gegen den kalten Rand des Waschbeckens gepresst.

Hau ab, ruft Gott dem Schattengesicht zu. *Hau ab, du bekommst sie nicht!*

Alles ist gut, sagt Gott zu mir, *alles ist gut, hab keine Angst. Es ist gleich vorbei*, sagt sie.

Das Schattengesicht spricht nicht, es steht im Halbdunkel des Flurs, bewegt sich nicht, steht einfach nur da und wartet, wartet auf mich.

Es ist in Ordnung, wenn du mitkommst, haucht es laut- und bewegungslos. *Hab keine Angst, es wird nicht wehtun.*

Körper

Das Schattengesicht und Gott konnten sich nicht einig werden. Sie stritten jahrelang um mich, bis mich das Schattengesicht soweit hatte: Ich sprang.

Lange stand ich am offenen Fenster, das fast bis zur Decke reichte und kniff in der kühlen Herbstluft die Augen zu Schlitzern, bis mir der Wind die Tränen heraustrieb. Sie liefen mir in Bahnen zu den Schläfen.

Blackbird singing in the dead of night – Sobald ich das Lied zu Ende gesungen hätte, wäre alles zu Ende.

Ich sang es nicht zu Ende.

Ich flog in die Herbstnacht hinaus und der Wind wollte die Melodie und die Wörter wieder in mich zurückdrängen – ich schnappte nach Luft, meine Stimmbänder waren nicht vorhanden. Erst, wenn ich das Lied zu Ende singen könnte, wäre alles zu Ende – alles. Ich – die Einsamkeit, das Sehnen, die Leere –

Meine Schwester fand mich auf der Straße. Sie hatte gespürt, dass etwas los war, so wie ich es gespürt hatte, damals, als ich mit der Schule auf Schikurs war. Nachts war ich aufgewacht und hatte geweint. Meine Schwester starb in dieser Nacht nicht, sie hatte die Überdosis Tabletten überlebt.

Heute sterbe ich – in die Nacht hinein.

Ich habe keinen Abschiedsbrief geschrieben, weil Gott mir gesagt hatte, es würde nicht klappen. *Er hat keine Chance*, sagte Gott über das Schattengesicht und blickte mir zuerst ins rechte, dann ins linke Auge. Gott hatte Angst um mich, deshalb war ihr Blick (Gott ist eine Frau) unstet. Sie wusste, dass ich es wusste. Trotzdem schrieb ich keinen Abschiedsbrief.

Niemandsland

Ich durchsuche jeden Winkel der tschechischen Stadt, um mich wiederzufinden.

Ein Lokal mit Jukebox im Keller unter einer Trafik: Biertische mit Bänken, kalte Luft, angefüllt mit bunten Lichtern, 80er-Jahre-Musik, Zigarettenrauch; Schnaps und Stimmen, die diesen Ort den *Toilettensalon* nennen.

Einer spielt Schach mit sich selbst, ein anderer füllt ein Kreuzworträtsel aus. Eine zahnlose Frau küsst mich mit Zungenkuss und erzählt mir von ihrem Mann, der sie verlassen hat.

Ich durchsuche jedes Lokal so lange, bis ich kotzen muss und herausfinde: Hier bin ich nicht.

Sammlung

Ich sammle.

Wir finden eine Schachtel Dominosteine auf der Straße und einen Wal, der eine Melodie spielt, wenn man ihn aufzieht. Wir spielen Domino auf dem Gehsteig, lassen die Steine liegen und legen den aufgezogenen Wal dazu, als wir gehen.

In Holz geritzte Buchstaben. Während ich ein Glas Rotwein trinke und mich mit dir unterhalte, fahre ich die Kerben mit meinen Fingerspitzen nach, immer wieder, immer wieder, so als wäre das mein Instrument, das die Worte produziert und sie dann aus meinem Mund kommen lässt.

Goldene Härchen auf braungebrannter Haut. Ich lege mein Gesicht, meine Lippen auf deinen Arm und betrachte die Härchen ganz aus der Nähe, als würde ich auf einer Wiese liegend ihre Gras-

halme studieren, als ob die Wiese ein Dschungel wäre.

Ich blinzele in die Sonne. Du hältst mich fest.

Freiheit

Ich bin nicht gesprungen. Habe es mir nur eintausend Mal oder öfter vorgestellt. Ich bin nicht gesprungen, nachdem ich Zuzana an einer Überdosis Tabletten habe sterben sehen.

Seither habe ich einen Deal mit dem Leben, eigentlich mit Gott: Ich sammle.

Zum Beispiel: ein Mann und eine Frau im Grazer Regen, der grau ist, sie aber sind weiß, weiß gekleidet und lachen – wie in einem Werbespot, nur echt. Weiße Sandalen, weißer Rock, weiße Bluse – sie, er – weiße Hose, weißes Hemd, weißer Hut. Über ihnen ein großer weißer Schirm, auf ihrer Kleidung kein einziger Straßenschmutzspritzer, über ihnen klopft der Regen wie auf ein Dach, mir tropft er auf die Brille.

Der Regen wäscht den Schweiß vom Asphalt. Die Straße dampft und spült mir schmutzig-warmes Wasser über die nackten Füße.

Ich habe eine Spardose – mühsam selbst gezimmert. Da wird alles Schöne hinein gepackt – Farben, Lieder, Gerüche, Geschmäcker, Bilder.

Glaub ja nicht, dass du mir einfach so davonkommst. Glaub ja nicht, dass du jetzt für immer in deiner Traumwelt bleiben kannst – das ist sie nämlich: Eine Traumwelt, raunt mir das Schattengesicht zu.

Glaub ja nicht, dass du mir einfach so davonkommst.

Sammlung

Ich sammle: Momente der Freiheit.

Mein schönstes Kleid anziehen, obwohl gar kein besonderer Tag ist – jetzt schon.

Mich um vier Uhr morgens bei Sonnenaufgang mit einer Tasse Kaffee an den Schreibtisch setzen, um zu schreiben und zu recherchieren und danach bis mittags schlafen.

Jeden verdammten Tag kratze ich eine Schicht Schattengesicht aus meinem Herzen.

Mutter

Mutter sitzt am Küchentisch, die Hände in den Schoß gelegt. Sie hat die kleine Lampe auf dem Beistelltischchen angemacht.

Als ich noch zu Hause wohnte und morgens um fünf Uhr aufstehen musste, sagte sie *Mach nicht das große Licht an, ich wache auf davon. Schalt dir doch das kleine Licht ein.*

Der Lichtschalter war neben ihrem Kopf auf der anderen Seite der Wand, aber die Wand war dünn und Mutters Schlaf leicht. Im Winter frühstückte ich im Fastdunkel.

Im Fastdunkel tickt die Küchenuhr –

Mutters Blick ist starr, in ihrem Kopf läuft die Zeit rückwärts. Ihr Gesicht verzieht sich zu einer Grimasse, ihre Brust bebt. Und dann bricht es aus ihr heraus – die Welt stürzt ein. Mutter schluchzt, wimmert, schreit. Sie hält die Hände vor den Mund, dann verschränkt sie ihre Arme vor der Brust, die Hände zu Fäusten geballt, und heult mit offenem Mund. Über die übergestülpte Unterlippe läuft ihr, wie einem Säugling, Speichel und trieft in ihren Schoß. Sie wiegt den Oberkörper vor und zurück.

Jetzt siehst du mich, Mutter.

Sammlung

Das Meer spült in hohen Wellen kaltes Wasser aus dem Atlantik an. Meine Liebe und ich sitzen auf feuchtem Sand und trinken süßen Wein, bis wir betrunken sind, bis die Sonne untergegangen ist.

„Ich habe immer alle Hände voll zu tun.“

Kateřina Černá in Gesprächen 2011 und 2013

Meine Kindheit verbrachte ich bis knapp fünf in Tschechien, in der damaligen Tschechoslowakei. Als ich ungefähr drei Jahre alt war, ließen sich meine Eltern scheiden. Dann hat meine Mutter in einer Nacht- und Nebelaktion beschlossen, nach Kanada zu emigrieren. Der Onkel meiner Mutter ist 1968, zur Zeit des Prager Frühlings, nach Kanada emigriert. Der große Traum meiner Mutter war es, auf jeden Fall in den Westen und am besten zu meinem Großonkel nach Kanada zu gehen. Es war ausgemacht, dass sie mit achtzehn, wenn sie die Matura hat, hinfährt. Aber dann hat sie meinen Vater kennen gelernt, sich in ihn verliebt, geheiratet, zwei Kinder bekommen und aus dem Traum wurde vorerst nichts.

Meine Mutter ist kurze Zeit nach der Scheidung ausgewandert, nicht nach Kanada, nur nach Österreich, und mein Vater ist in Prag geblieben. Das ist der erste Streitpunkt zwischen den beiden. Er ist nicht damit einverstanden, dass ich in Österreich lebe und hier aufgewachsen bin, und sie ist nicht einverstanden damit, dass ich so einen starken Bezug zu meinem Vater und zu Tschechien, also zu meinen Wurzeln habe, weil sie wollte ja immer nur das Beste für mich, und im Westen ist einfach alles besser.

Warum wir dann in Österreich geblieben sind, ist auch eine Streitfrage. Da gibt es zwei Versionen. Auch über den Zeitpunkt sind sich die beiden nicht einig. Die Samtene Revolution ist mit 17. November festgelegt, da war quasi der Sturz der kommunistischen Regierung. Meine Mutter sagt, wir sind Anfang Dezember emigriert, mein Vater sagt, es war vor der Revolution. Ich könnte in Traiskirchen anrufen und fragen, aber das würde dem Ganzen diese Unklarheit nehmen, die für meine Geschichte bezeichnend ist, diesen Riss zwischen Mutter und Vater und zwischen Österreich und Tschechien. Das ist so ein Riss, den ich in mir trage, und ein Datum könnte das auch nicht ändern. Ich glaube, ich will das so lassen.

Meine Kindheit in Österreich war geprägt von vielen Umzügen. Meinen Vater und meine Großeltern habe ich ganz selten in unregelmäßigen Abständen gesehen: einmal vier Jahre lang gar nicht, dann zwei Jahre hintereinander, und dann wieder länger nicht. Das war immer von der Laune meiner Mutter abhängig, vielleicht auch davon, mit wem sie in Tschechien gerade gestritten hat. Meine Mutter wollte ein neues Leben und die Familie hat sie nicht mehr interessiert. Sie wollte eigentlich gar keinen Kontakt mehr. Ich glaube aber, dass ihr das nicht gut getan hat. Wenn man einen Teil von sich so wegschließt, ist das auf die Dauer nicht gut.

Mein Vater ist ein tschechischer Patriot. Ich denke, das hängt damit zusammen, dass er als Kind in Russland gelebt hat. Mein Großvater war Atomphysiker und hat irgendwann einen Job in der Nähe von Moskau bekommen. Das war zur Zeit des Kalten Krieges. Ganz sauber war die Geschichte vermutlich nicht. Sie sind dann mit Sack und Pack und Kind und Kegel nach Russland gezogen. Da war mein Vater drei. Als er mit zehn Jahren zurückgekommen ist, hatte er einen Identitätskonflikt, weil er besser Russisch als Tschechisch gesprochen hat. In Russland war er immer der Ausländer, der Faschist, und in der Tschechoslowakei war er dann der Russe. Und jetzt ist er eben ein Patriot.

Ich bin auch sehr patriotisch und stolz auf Tschechien. Das liegt sicher daran, dass ich in meiner Kindheit aus meiner Heimat herausgerissen wurde und durch das viele Umziehen recht heimatlos war. Die Beziehung zu meiner Mutter ist nicht sehr gut, somit war Tschechien für sehr lange Zeit stellvertretend für den Vater und für das Gute, und Österreich war sehr lange stellvertretend für die Mutter und das Schlechte. Mittlerweile habe ich zu beiden Ländern eine weniger extreme Beziehung, sehe da weniger schwarz-weiß.

Meine Mutter war ab einem bestimmten Zeitpunkt der Meinung, wir wären „echte“ Österreicher. Deshalb hat sie unsere Namen geändert, von einer tschechischen zu einer österreichischen

Variante. Vor ein paar Jahren habe ich meinen alten Namen wieder angenommen und bin sehr froh darüber. Ich bin mir jetzt bewusster, wer ich bin. Die Rückkehr zu meiner ursprünglichen Identität hat mir geholfen, meine künstlerische Identität mehr zu leben.

In diesen zwei Jahren, die seit dem ersten Interview vergangen sind, hat sich in meinem Leben sehr viel geändert. Ich habe in einem Callcenter gearbeitet, wo ich für einen österreichischen Netzbetreiber telefoniert habe. Das war eine sehr wichtige Erfahrung, um auch einmal Kontakt zum „echten“ Leben zu bekommen. Bis dahin war ich ja nur Studentin. Nebenbei habe ich sehr diszipliniert meine Diplomarbeit geschrieben und trotzdem bin ich über alle Ängste oder vielleicht durch die Ängste hindurch in dieser ganzen Zeit schreibend und singend geblieben.

Anfang des Jahres war mein Leben ziemlich stressig und ich habe oft gejammert, weil ich schon sehr am Limit meiner Kräfte war, doch jetzt habe ich die Ernte eingebracht. Nachdem ich im Winter mit meinem Studium fertig geworden bin, habe ich jetzt vom BMUKK das DramatikerInnenstipendium bekommen. Außerdem habe ich mit meiner Theatergruppe den JUNGWILD-Förderpreis für junges Theater gewonnen. Für das Theaterstück habe ich den Text geschrieben und mache für die Produktion auch die Musik.

Den Job im Callcenter habe ich im Sommer gekündigt. Jetzt habe ich eine kleine Anstellung in einem Vintage-Laden. Seit Herbst arbeite ich auch an der Karl-Franzens-Universität Graz als Tschechisch-Lektorin. Ich habe also immer alle Hände voll zu tun, aber dadurch bin ich auch sehr gereift in diesen letzten zwei Jahren. Für mich selbst ist es sehr schön, jetzt wieder hier zu sitzen und zu vergleichen, wie es damals war. Da hatte ich gerade einmal die ersten mutigen Schritte in diese Richtung getan. Da war es noch alles andere als klar, ob ich wirklich Schriftstellerin sein möchte. Ich bin

ja nach wie vor auch leidenschaftliche Sängerin und hätte mir eine Karriere als Sängerin gewünscht. Das hat sich aber nicht ergeben, und vielleicht ist das auch gut so.

Künstlerin zu sein, egal in welcher Kunstform, erfordert mentale und seelische Stärke, und das Singen ist auch etwas sehr Emotionales, Körperliches. Vielleicht ist es wichtig, dass ich auch noch etwas anderes mache und dass das mein Baby bleibt. Aber im Frühling habe ich dann beschlossen, Verantwortung für mein Schreiben zu übernehmen. Da habe ich mir gesagt, okay, ich bin jetzt Schriftstellerin und mache alles, was dazugehört. Und seither kommen die Erfolge. Ich habe zwar schon vorher daran gearbeitet, aber jetzt weiß ich, das ist der richtige Weg. Jetzt ist es stimmig, und wenn ich jetzt keine Jobs hätte, könnte ich – bescheiden zwar, aber immerhin – schon ein Jahr von dem Geld dieser Erfolge leben. Dass ich diese Entscheidung getroffen habe, Verantwortung zu übernehmen, macht mich jetzt stolz.

Auch meine Art zu schreiben, hat sich mittlerweile geändert – wie kann ich nicht so wirklich in Worte fassen. Ich denke, hier hat die Diplomarbeit eine große Rolle gespielt, obwohl das eine ganz andere Art zu schreiben ist. Die richtigen Worte oder eine stimmige Atmosphäre zu finden, ist etwas anderes, als eine Diplomarbeit oder jegliche wissenschaftliche Arbeit zu verfassen. Aber durch das strukturierte Arbeiten an der Diplomarbeit habe ich gelernt, einen groben Fahrplan zu haben, weil ich da keine andere Wahl hatte. Früher habe ich kurze Texte geschrieben. Da kamen mir Ideen, die habe ich mehr oder weniger hingeknallt, vielleicht später noch ein bisschen daran herumgebastelt und das war's dann. Einen längeren Text konnte ich unter anderem deshalb nicht schreiben, weil es mir schwer gefallen ist, diesen großen Bogen zu spannen und dabei nicht den Überblick zu verlieren. Dieses Problem habe ich jetzt weniger.

Eine wichtige Erfahrung war für mich die Nominierung für den Retzhofer Dramapreis im letzten Jahr. Schon allein, um dar-

aus zu lernen, wie man das alles unter einen Hut bekommt. Meine Mentorin Edith Draxl hat mich ja überredet, für den Preis, den sie auch ins Leben gerufen hat, einzureichen. Ich habe das dann zwar gemacht und wurde mit dem eingereichten Theaterstück für den Preis nominiert. Meine Arbeit am Text war aber nur sehr halbherzig. Da habe ich mich gerne hinter Edith versteckt, die mich beinahe „genötigt“ hätte, einzureichen. Zum Teil lag das sicher auch am Zeitmangel. Entscheidend war aber, dass ich keine Verantwortung für meine Arbeit übernommen habe. Meine Enttäuschung darüber, den Preis nicht gewonnen zu haben, war anfangs sehr groß. Durch diese Enttäuschung bin ich aber gereift und habe den Entschluss gefasst, Schriftstellerin zu sein und für mein Schaffen Verantwortung zu übernehmen

Durch das DramatikerInnenstipendium kann ich jetzt weiter an dem Stück arbeiten. Es heißt „Nach dem Spiel“ und ist eine Geschichte, in der es um häusliche Gewalt geht, und um die Frage, wie weit etwas ein Spiel ist. In gewisser Weise ist ja alles ein Spiel, beispielsweise auch unser Wirtschaftssystem, das auch nach bestimmten Spielregeln funktioniert. Zwei Schwestern verarbeiten die häusliche Gewalt in dem Stück spielerisch, einmal auf der Ebene, wo diese beiden Mädchen noch Kinder sind, und dann kommt das Erwachsenenalter, wo gezeigt wird, welche Strategien die beiden haben, damit umzugehen. Dann gibt es noch ein neues Drama, in dem es um eine Frau geht, die ungewollt schwanger wurde, das Kind weggab und das verdrängt. Jahre später wird das durch das Unterbewusstsein wieder hochgespült und niemand glaubt ihr, dass sie ein Kind hatte.

Ich bin ein rastloser Mensch, und ich glaube, das ist sehr wichtig in diesem Job. Nur so konnten jetzt drei Sachen aufgehen. Das eine ist die Erwachsenenprosa wie der hier eingereichte Text, dann Erwachsenendramatik und Jugendtheater. Die Hauptmotivation dafür, in so vielen verschiedenen Bereichen zu arbeiten, ist natürlich nicht der finanzielle Aspekt – auch wenn das ein angenehmer

Nebeneffekt ist. Ich kann mich nicht zufrieden geben mit einer Gattung, weil die Sprache und die Kunstform Literatur so viele Facetten hat. Ich bin immer noch auf der Suche nach einer geeigneten Sprache für all das. Und in meinem Nicht-angepasst-Sein bin ich auch auf der Suche danach, wie man Strukturen aufbrechen kann.

Für Kinderliteratur habe ich mich etwa vor zwei Jahren entschieden, weil das etwas Spezielles ist. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass mein inneres Kind schöne Geschichten mag, eine Sehnsucht also, die irgendwo in mir herrscht. Ich konnte aber überhaupt nicht beurteilen, ob das gut ist, was ich da mache. Wenn du ein wirklich gutes Kinderbuch schreiben willst, musst du auf sehr kleinem Raum und in sehr einfacher Sprache sehr viel Information rüberbringen, eine Art von verknappter Information. Dazu fällt mir Renate Welsh ein. Bei ihr habe ich das Gefühl, sie schreibt so verknappt. Ihre Bücher sind so dicht an Information, dass ich als erwachsene Leserin sehr viel herausholen kann. Da wird soziale Problematik für Kinder greifbar dargestellt, und für mich wird greifbar, was dahinter liegt. Das macht sie durch ihren Text möglich. Du musst es schaffen, die Thematik in einem so leichten Ton zu verpacken, dass sie auch für junge Menschen wertvoll ist. Das ist das Besondere an Kinderliteratur. Außerdem hast du da auch ganz andere Tools. Das Fantastische ist in der hohen Literatur ja nicht gerne gesehen. Da wirst du gleich in die Schublade Trivialliteratur gelegt. In der Kinderliteratur ist das aber möglich, und sei es nur, um mit fantastischen Elementen ein Problem zu lösen.

Jedenfalls war ich relativ ratlos, als ich mich für die Kinderliteratur entschieden habe, aber ich wusste, das will ich machen. Deshalb habe ich den zweijährigen Fernkurs der STUBE (Studien- und Beratungsstelle für Kinder- und Jugendliteratur) gemacht. Außerdem habe ich einen Tutoriumsplatz bei der Schreibzeit bekommen. Da werde ich von der Leiterin des Instituts für Jugendliteratur, Karin Haller, bei meinem Kinderbuch-Projekt betreut. Das Buch heißt „Wüstenjunge“, weil es von einem Jungen handelt, in dem eine

Wüste ist, ein reales Setting also, in das ein fantastisches Element eingebettet wird.

Ein befreundeter Lyriker aus Graz zitiert oft Herta Müller, die gesagt haben soll, dass es schon längst zu spät ist, wenn man sich die Frage stellt, warum man schreibt. Sobald du damit angefangen hast und dazu berufen bist, hast du keine Wahl mehr. Dagegen habe ich mich lange gewehrt. Ich bin irgendwie in diesen Job hineingerutscht, der kein spaßiger ist, aber jetzt habe ich die Verantwortung dafür übernommen. Ich habe viele Pläne und bin zuversichtlich, anders funktioniert es nicht.